

Gedanken zu Mt20,1–16a

Gleicher Lohn bei gleicher Arbeit! – ist doch das einmütige und einsichtige Versprechen aller Parteien bei ihrer Stimmenwerbung. Wir erleben es allerdings oft anders, nämlich: Ungleicher Lohn bei gleicher Arbeit, wenn wir etwa an Pflegeberufe oder an die Leiharbeit denken. Die meisten werden dem zustimmen. Jesus allerdings scheint nicht so zu denken; er stellt unsere Grundforderung nach Gleichheit sogar auf den Kopf: Gleicher Lohn bei ungleicher Arbeit! Zwölfmal so viel haben die Arbeiter der ersten Stunde gearbeitet, warum dürfen sie nicht auch zwölf Denare erwarten? Um Jesu Gleichnis doch noch einen Sinn abzugewinnen, unterstellen wir den Arbeitern der letzten Stunde gerne die Unlust, in der Hitze des Tages zu arbeiten. Warum haben sie sich nicht am Morgen dinge lassen, als Arbeiter gebraucht wurden? Vielleicht waren sie morgens noch gar nicht auf dem Arbeitsmarkt, mutmaßen wir. – Nach ihren möglichen Lebensumständen fragen wir allerdings nicht! Gehören sie vielleicht zu den Langzeitarbeitslosen, die keine Hoffnung mehr haben, eine Arbeit zu finden, weil sie angeschlagen, zu alt oder weniger leistungsfähig sind? Ist ihr Weg zur Arbeitsstelle zu lang? Oder haben andere den Vorzug bekommen, sie aber Pech gehabt? – Wenn wir Jesu Gleichnis verstehen wollen, müssen wir schon auch andere Hintergründe erwägen! – Ob uns dadurch das Gleichnis allerdings verständlicher wird, ist die Frage. Ich meine, diese Geschichte zwingt zuallererst einmal zum Nachdenken über unsere eigenen Bewertungsmaßstäbe! Der Gutsbesitzer gibt schließlich nicht nur jedem, was er verdient, sondern was er braucht: einen wahrlich gerechten Mindestlohn. Die Gerechtigkeit des Gutsbesitzers ist nicht an der Leistung, sondern an den Bedürfnissen des Einzelnen orientiert. Es kommt ihm nur darauf an, dass der Einzelne sich anwerben lässt, nicht darauf, wie lange und wieviel er gearbeitet hat. Wenn der Gutsbesitzer die Arbeiter zu unterschiedlichen Tageszeiten zur Arbeit ruft, dann ist ihm offensichtlich bewusst, dass es Menschen gibt, die unterschiedlich viel leisten können oder auf einem anderen Arbeitsmarkt keinen Erfolg hatten. Rein sozialpolitisch betrachtet, enthält das Gleichnis schon eine Menge Sprengstoff für heute und morgen. Vermutlich hat Jesus das Gleichnis aber zuerst aus anderen Gründen erdichtet: es geht ihm um das Himmelreich, wie Matthäus es nennt, um das Reich Gottes also. Da stehen aber nicht nur Jenseitsfragen an, wie man beim Stichwort Himmelreich denken könnte. Gottes Herrschaft und Reich beginnen hier und jetzt, sie sollen immer wieder unter uns

aufleuchten, Wirklichkeit werden, uns zuinnerst bewegen, auch wenn ihre totale Verwirklichung erst jenseits der Todesgrenze zu erwarten ist. Das ist doch Jesu Botschaft, sein Gottesbild! Jesus wendet sich gegen die gängige Vorstellung der Pharisäer: Je nach Leistung des Menschen wird Gott sie belohnen – davon sind sie überzeugt. Doch es gibt keine Ersten und Letzten vor Gott! Gott hebt alle Unterschiede auf, die es unter uns gibt. Vor ihm sind alle gleich und werden gleichbehandelt. Wir können Gottes Zuwendung nicht verdienen: wir dürfen sie so annehmen, wie sie ist – unverdient, großzügig geschenkt. Jeder Mensch hat seinen Platz bei Gott, unabhängig davon, wann er zu ihm Zugang findet. Nicht, was ich leisten kann, ist entscheidend. Wir sind alle angenommen, geliebt, erfahren alle die gleiche Wertschätzung. Nur deshalb arbeiten und leisten wir in unserer Welt, was wir können und so gut wir es können, nicht, weil wir „müssen“ oder gar weil Strafe droht. Es geht nicht darum, ob wir nach unseren gängigen Maßstäben bessere oder schlechtere Christen sind, sondern ob wir uns von Gott finden lassen, ob wir seinen Ruf hören. Auch noch in der letzten Stunde kann einer gerufen werden und dem Ruf antworten. Gottes Liebe schreibt bis zuletzt keinen ab.

Ist Gott so, dann betrifft das zuerst jeden ganz persönlich: Ich muss mich nicht entmutigen lassen, wenn andere mehr können als ich. Es muss mich nicht neidisch machen, wenn andere mehr leisten oder sich mehr leisten können als ich. Ich muss mich nicht vergleichen. Vergleichen ist tatsächlich der Anfang von Neid und Unzufriedenheit. Das, was ich kann, ist allemal wert, eingebracht zu werden in meine Welt. Ich bin nicht vergebens hier.

Das Gleichnis könnte aber auch zu einem besseren Miteinander motivieren: Und auf Kirche hin bedacht: Es gibt die engagierte Kerngemeinde und es gibt eine ganze Menge Randchristen – von außen betrachtet. Das Gottesbild des Gleichnisses zwingt zur Frage: Haben diese „Randchristen“ nicht auch unsere Wertschätzung verdient?